

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 152.

Berlin, Donnerstag den 19. Dezember

1844.

### Frankreich.

#### Ein berühmter Roman.

In der französischen Romanen-Literatur hat wohl kein Name so viel Aufsehen erregt und so viel dauernden Einfluß geübt als Frau von Lafayette, die Verfasserin des berühmten Romans: „Die Prinzessin von Cleve“; sie hat dem Roman sein eigentliches Gebiet angewiesen: das Studium des Herzens; sie hat siegreich alle die unnatürlichen Abenteuer der früheren Perioden verdrängt, die schwülstigen Ritter- und Liebeshofromane, die Schäfer und Riesen mit ihrem sentimentalischen, tollen Beginnen, was nicht einmal der glänzenden Satire des Cervantes gelungen war, der durch seinen Don Quixote den Bannstrahl des Lächerlichen dagegen erhob. Der Einfluß, den Frau von Lafayette durch ihre Bücher auf die Literatur gewann, erstreckt sich noch bis auf unsere Tage; fast alle Romane der beliebtesten Gattung sind Nachkommen der Prinzessin von Cleve, sogar in Deutschland ließen sich Verwandtschaften und Familien-Ähnlichkeit mit derselben zahlreich nachweisen, und nach mehr als anderthalb Jahrhunderten ist die Ähnlichkeit noch unveraltet und kann sich mit Rede und Kleid noch neben dem jüngsten Nachwuchs sehen lassen. Diese Eigentümlichkeit des berühmten Romans, daß er wie in der Neuzeit geschrieben ist, und der Umstand, daß er in deutschem Gewande nur in sehr veralteter Form existirt und deshalb wohl dem größten Theil der Lesewelt nur dem Namen nach bekannt seyn wird, veranlaßt uns, hier einige Auszüge nach einer der neueren Auflagen mitzutheilen, die von Zeit zu Zeit in Frankreich davon veranstaltet werden. Frau von Lafayette sagt zwar von den Uebersetzern, sie gleichen ungeschickten Bedienten, welche die Komplimente, die man ihnen aufträgt, in Grobheiten verkehrten, und die einzige deutsche Uebersetzung, die wir von ihrem Romane besitzen, bestätigt allerdings diesen harten Ausdruck; indessen hat unsere Sprache seitdem an Eleganz, Biegsamkeit und Reichhaltigkeit so bedeutend zugenommen, daß sie mit der französischen in jedem Betracht Schritt halten kann, und wir wollen unverzüglich ans Werk gehen, indem wir, wegen Mangel an Raum, uns erlauben, Vieles nur erzählend einzuschalten:

Die schöne Prinzessin von Cleve kam vor ihrer Vermählung als Fräulein von Chartres mit ihrer vortrefflichen Mutter an den glänzenden Hof Heinrich's II. von Frankreich, jenes beständigen und jugendlichen Liebhabers der alternden Diane von Poitiers, die ihre Reize zwanzig Jahre länger behielt als andere Frauen. Frau von Chartres brachte ihre schöne Tochter nicht ohne Zagen an diesen galanten Hof, aber die Unschuld und Anmuth des jungen Mädchens wurden nur durch die achtungsvollsten Huldigungen gefeiert. Unter den zahlreichen Anbetern zeichnete sich sowohl durch glänzende Verhältnisse als durch angenehme Persönlichkeit und die glühendste Leidenschaft der Prinz von Cleve aus; er erhielt auf seine ersten Bewerbungen das Jawort der besorgten Mutter, die sich glücklich pries, ihr Kleinod so edlen Händen anvertrauen zu können; wohl entging es ihrem aufmerksamen Mutterauge nicht, daß das Herz des jungen Mädchens theilnahmslos für den liebenswerthen Bewerber geblieben, aber sie fürchtete keine Gefahr für ihre Tochter, wenn sie auch ohne Liebe einem so vortrefflichen Manne sich verbände. Der Prinz von Cleve war glücklich, als er die Braut errungen, ohne sich jedoch völlig befriedigt zu fühlen; er bemerkte mit Schmerz, daß sie nur Achtung und Wohlwollen für ihn zu empfinden schien, er konnte sich nicht vorreden, daß sie ihm lebhaftere, schmeichelhaftere Gefühle verberge, denn ihr Verhältniß erlaubte ja, geradezu diese zu zeigen. Es verging fast kein Tag ohne Klage von seiner Seite. „Ist es möglich“, sagte er zu ihr, „daß ich mich nicht glücklich fühle bei der Annäherung unserer Verbindung? und doch ist es nur zu wahr, ich bin es nicht; Sie empfinden nur eine Art Güte für mich, die mir nicht genügt, Sie kennen keine Ungebuld, keine Unruhe, keinen Kummer, Sie sind so gleichgültig bei meiner Liebe wie bei einer Verbindung, die nur auf die Vorzüge von Rang und Reichthum begründet ist.“ — „Sie sind ungerecht“, antwortete sie ihm sanft, „ich weiß wirklich nicht, was Sie mehr wünschen könnten, mir scheint fast, der Anstand verbiete mir, mehr Reigung zu zeigen, als ich thue.“ — „Es ist wahr“, seufzte er, „Ihr Benehmen hat einen Anschein von Zärtlichkeit, mit dem ich vollkommen zufrieden wäre, wenn sich darunter noch mehr verbirgt; aber anstatt, daß der Anstand Ihnen Zurückhaltung auflegte, ist es gerade nur der Anstand, der Sie sich selbst zwingt, mir Reigung zu zeigen. Ich rühre Ihr Herz nicht, meine Gegenwart verursacht Ihnen weder Unruhe noch Freude.“ Das junge Mädchen wußte nichts zu antworten; diese feinen Unterscheidungen lagen außerhalb ihrer Erfahrungen, und ihr Verlobter sah, wie wenig sie seine Leidenschaft erwidern konnte, da sie nicht einmal verstand, wovon er sprach. Nach seiner Verheirathung blieb er scharfsichtig genug, um zu bemerken, daß

die Ehe ihm keinen anderen Platz im Herzen seiner Gattin angewiesen hatte, und obwohl sie sich tadellos gegen ihn benahm, fühlte er sich nicht glücklich und sah, daß ihm außer ihrem ersehnten Besitz noch etwas zu wünschen übrig blieb. Deshalb hörte er nicht auf Liebhaber zu seyn, als er Ehemann geworden, seine Reigung behielt die Unruhe und Festigkeit der Leidenschaft. Die Eifersucht hatte jedoch keinen Theil an dieser Unruhe, nie war wohl ein Mann weniger dazu geneigt, und nie gab wohl eine Frau weniger Veranlassung zu Eifersucht; nichtsdestoweniger war sie inmitten des Hofes vielfachen Versuchungen dazu ausgesetzt; sie war täglich mit der Blüthe der jungen Männerwelt bei Hofe zusammen, aber ihr Benehmen und ihr Keusches trugen etwas so Achtungsgebietendes, und ihre treffliche Mutter, Frau von Chartres, wachte so sorgfältig über jeden Schritt ihrer Tochter, daß sie für eine Erscheinung galt, die in jeder Beziehung unerreichbar war.

Unterdessen kehrte der Herzog von Nemours, der Liebling aller Damen, sogar der Königinnen, der Gemahlin Heinrich's II., und Mariens, Königin von Schottland, seiner Schwiegertochter, von einer Reise zurück; der junge Herzog galt für einen bevorzugten Günstling der Letzteren; er war ein Wunder an Schönheit, Tapferkeit und Galanterie; sein glänzender Ruf hatte sich sogar nach England verbreitet, und es schwebten feinetwegen Unterhandlungen ob zu einem Vermählungsplan mit der Königin Elisabeth. Bei Gelegenheit eines Hoffestes wurde getanzt; die Prinzessin von Cleve stand gerade im Begriff, sich einen Herrn zur Wahltour auszuwählen, als ihr der König zurief, sie solle den Eintretenden wählen; dies war der Herzog von Nemours. Das Paar erregte allgemeines Aufsehen durch seine Schönheit, und ohne sich persönlich zu kennen, errieth doch Jeder den Anderen; so viel hatte man sich gegenseitig rühmen hören. Nachdem der Tanz beendet, berief der König das Paar zu sich und fragte, ob sie sich denn wirklich gar nicht kennen, und ob sie nicht neugierig auf ihre Namen seyen? Der Herzog erwiderte kühnen, feurigen Blicks, er wisse sehr gut, daß seine Tänzerin nur die gefeierte Prinzessin von Cleve seyn könne. Die Prinzessin aber verleugnete erröthend, daß sie eine Ahnung von Namen und Stellung ihres Herrn gehabt hätte. Von dem Augenblick an entbrannte der junge Herzog für die schöne Frau und freute sich, daß er auf eine so seltsame und romantische Art mit ihr bekannt geworden war. Die Prinzessin war bei ihrer Primfabrt so aufgeregt von diesem Ball, daß sie noch, trotz der späten Stunde, zu ihrer Mutter ging, um ihr davon zu erzählen; sie erwähnte dabei des Herzogs in einer Art, daß die Mutter Besorgnisse über seine Erscheinung empfand.

In den folgenden Tagen traf die Prinzessin wieder mit dem Herzog zusammen; beim Ballspiel des Königs und anderen Vergnügungen fand sie ihn allen übrigen Anwesenden so weit überlegen an Gewandtheit und Unterhaltungsgabe, an Haltung und Benehmen, daß er einen tiefen Eindruck auf sie machte. Es muß bemerkt werden, daß er jene Reigung für sie empfand, die liebenswürdig, lebhaft und doch gefühlsvoll macht durch das heftige Bedürfnis, geliebten Augen zu gefallen.

Seine Leidenschaft wurde in kurzer Zeit so heftig, daß sie ihn ausschließlich beschäftigte und er alle seine früheren zahlreichen Verhältnisse ohne Weiteres abbrach; seine Reise nach England, die ihn zu so hohen Ehren bringen sollte, vergaß er fast ganz; er ging täglich zur Königin-Dauphine, Maria Stuart, weil er die Prinzessin von Cleve dort fand, und rechnete dabei auf das Gerücht, welches ihn früher zum Liebhaber der schönen Maria stempelte, um bei diesen Besuchen seine eigentliche Reigung zu verbergen, denn er wollte sie um keinen Preis den Augen des Publikums zeigen; die Prinzessin von Cleve war seinem Herzen zu theuer, und er legte so viel Vorsicht in sein Benehmen gegen sie, daß kaum sie selbst eine Ahnung von seinen Gefühlen für sie hätte haben können, wenn nicht ihr eigenes Interesse an ihm ihre Aufmerksamkeit geschärft, ihr die Augen geöffnet und ihr keinen Zweifel über die Art seiner Gefühle gelassen hätte. Sie mochte nicht mit ihrer Mutter reden über diese Wahrnehmung, während sie doch sonst derselben jede Kleinigkeit erzählte; es war kein absichtliches Verbergen, und Frau von Chartres bemerkte auch ohne Worte, welche Gefahr dem Herzen ihrer Tochter drohte. Mit mütterlicher Klugheit begann sie selbst von dem Herzog zu sprechen und zwar nur Gutes, wohlweislich mit vergiftetem Lobe untermischt über seine Unfähigkeit, eine ernste Reigung zu empfinden, daß er nur zum Vergnügen mit den Frauen des Hofes verkehre, aber jede ernste Verbindung scheue, da er Pläne auf die Hand der Königin von England habe; nichtsdestoweniger habe man ihn in im Verdacht, die junge Königin-Dauphine zu lieben, und es sey daher rathsam, sagte Frau von Chartres, daß ihre Tochter sich etwas mehr von den Zimmern derselben entferne, um nicht für die Vertraute eines solchen Verhältnisses zu gelten.

Die Mutter hatte gut gezielt, die Prinzessin fühlte sich bis ins Innerste getroffen, sie lernte nun erst das Interesse kennen, welches sie für den Herzog empfand, bisher hatte sie es sich nicht eingestanden, sie fühlte nun auf einmal, daß dies die Empfindung sey, um die ihr Gemahl vergebens sie angefleht, und fand es schmachvoll, dieselbe für einen fremden Mann zu hegen. Zugleich fühlte sie sich tief verletzt durch den Gedanken, daß der Herzog die Königin-Dauphine liebe und sie nur als Vorwand seiner Besuche erscheinen lassen wolle. Als sie am anderen Tag sich zur Königin-Dauphine begab, sagte diese zu ihr: „Wir sprachen gerade vom Herzog von Nemours und verwunderten uns über die Veränderung, welche seit kurzem mit ihm vorgegangen ist, er vernachlässigt die Damen und ist sogar häufig still und traurig.“ Die Prinzessin von Cleve dachte voll Beschämung, wie sie unzweifelhaft sich würde für die Veranlassung dazu gehalten haben, wenn ihre Mutter sie nicht eines Anderen belehrt hätte. Sie fühlte etwas Verdruß über die Aeußerung, weil sie dieselbe für Verstellung der schönen Frau hielt, und konnte sich nicht enthalten, darauf hinzudeuten; aber die Dauphine ging mit so viel Offenherzigkeit auf den versteckten Vorwurf ein und gestand so naiv, der Herzog habe allerdings früher zu ihren eifrigsten Verehrern gehört, aber er schiene jetzt dies sogar gänzlich vergessen zu haben, daß die Prinzessin von Cleve keinen Zweifel mehr über die jetzige Gefühlrichtung des Herzogs hegen konnte und einsah, daß ihre Mutter sie nur in guter Absicht darüber habe täuschen wollen; sie empfand gegen ihren Willen eine süße Befriedigung hierin und fühlte mit Schrecken, wie sehr ihre Gedanken mit demselben Gegenstand beschäftigt waren. Bei ihrer Heimkehr fand sie ihre theure Mutter schwer erkrankt und wagte daher nicht, derselben ihr Herz auszuschütten. Der Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage, die Prinzessin und ihr Gatte wichen nicht mehr vom Krankenbett; der Herzog, welcher ein genauer Freund des Prinzen von Cleve war, kam täglich, um seine Theilnahme zu bezeugen, er sah die betrübte Tochter auf Augenblicke in den Zimmern ihres Gemahls und sprach so zart, so innig über ihren Schmerz, wie nur die Liebe solche Worte zu finden vermag. Die Prinzessin gerieth in Verlegenheit bei seinem Anblick und konnte doch eine Regung der Freude dabei nicht unterdrücken; wenn er fort war, glaubte sie ihn zu hassen wegen des Einflusses, den er auf sie übte und der ihr wie der Beginn einer Leidenschaft vorkam.

Frau von Chartres fühlte, daß ihre Krankheit zum Tode führe; sie ließ ihre Tochter rufen und sagte sanft, ihre Hände erfassend: „Mein geliebtes Kind, ich muß Dich verlassen; die Gefahr, welche Dir naht, und die Nothwendigkeit meines Schutzes in derselben vermehrt meinen Kummer über unsere Trennung; höre, Du hast eine Neigung für den Herzog von Nemours, ich verlange nicht von Dir, daß Du sie mir eingestehst, ich habe sie schon lange bemerkt, aber ich wollte nicht mit Dir darüber reden, um Dich nicht selbst aufmerksam zu machen; jetzt kann es Dir jedoch kein Geheimniß mehr seyn, Du siehst am Rande des Abgrunds, es bedarf großer Anstrengung und großer Mittel, um Dich zu retten; bedenke, was Du Deinem Gatten, Dir selbst und Deinem Rufe schuldig bist, einem Rufe, wie ich ihn stets für Dich gewünscht habe und den Du Dir selbst durch Anstrengung erworben hast. Sey stark und muthig, mein Kind, ziehe Dich vom Hof zurück, bitte Deinen Mann, Dich aufs Land zu führen, scheue keine Opfer und keine Mittel, denn wie schwer sie Dir auch scheinen mögen, in der Folge werden sie Dir leicht und süß vorkommen gegen das Unheil einer Liebes-Intrigue. Wenn Dich andere Gründe als die Tugend und Pflicht leiten könnten, so würde ich noch hinzufügen, daß meine Hoffnung auf die Seligkeit jenseits noch getrübt werden könnte durch Deinen Fall, daß ich aber mit Freuden sterbe, um nicht mehr zu sehen, daß Du hielst wie die andern Frauen.“

Die Prinzessin von Cleve zerfloß in Thränen; ihre Mutter suchte selbst sie zu trösten und ihr den drohenden Abschied zu erleichtern. Nach zwei Tagen starb die treffliche Frau, und ihre Tochter kannte in ihrem Schmerze keinen anderen Zweck, als die letzten Wünsche derselben zu erfüllen; sie bezugte ihrem Gatten mehr Achtung und Zärtlichkeit als jemals und ließ sich von ihm auf eines seiner Güter begleiten, mit der Bitte, sie nicht zu verlassen. Es war ihr, als müßte sie bei ihm Schutz suchen gegen den Herzog. Nichtsdestoweniger machte dieser sehr bald seinen Besuch auf dem Lande, aber sie weigerte sich, ihn anzunehmen; sie hatte sich fest vorgenommen, jede Gelegenheit zu vermeiden, wo sie ihn sehen konnte. Als sie nach einiger Zeit mit ihrem Gemahl in die Stadt zurückkehrte, fühlte sie sich ruhiger; es war ihr, als könne ihr keine Gefahr mehr drohen, der Schmerz um den Tod ihrer Mutter hätte alle ihre Gefühle verändert. Die lebenslustige Dauphine erzählte ihr jedoch unter dem Vorwande, sie zu zerstreuen, alle Neuigkeiten, die in ihrer Abwesenheit geschehen, unter denen die wichtigste war, daß der Herzog von Nemours alle Zeichen einer heftigen Leidenschaft an sich trage, die er aber in das tiefste Geheimniß hülle, um darentwegen er jedoch sogar die Krone von England fahren lasse. „Man sagt“, fügte die schöne Dauphine lachend hinzu, „daß meine Reize dieses Wunder bewirkt hätten, aber das könnte mit selbst doch kein Geheimniß seyn, denn solche Leidenschaften werden immer von dem Gegenstand, der sie einflößt, zuerst bemerkt.“ Die Prinzessin von Cleve faßte den Entschluß, nirgends hinzugehen, wo sie den Herzog antreffen könnte; dieser war in Verzweiflung, sie nicht mehr bei den Festlichkeiten zu finden, und vermied dieselben auch; er ging auf die Jagd, um wenigstens ungestört sich seinen Träumereien überlassen zu können. Bei den Besuchen, die er dem Gemahl der Prinzessin häufig abstattete, fand er Gelegenheit, ihr dies bemerklich zu machen. Seitdem entfernte sie sich jedesmal bei seinem Erscheinen, und als ihr Gemahl ihr deshalb Vorwürfe machte, sagte sie ihm, es scheine ihr bei ihrer Jugend nicht ganz passend, so oft in Gesellschaft der jungen Leute vom Hof zu seyn, da sie seit dem Tode ihrer Mutter die einzige Dame im Hause sey. Aber ihr Gemahl wollte diesen Grund nicht gelten lassen und bestand darauf, sie solle ihr Beneh-

men ändern. Sie war im Begriff, ihm zu sagen, daß man in der Stadt behauptete, der Herzog von Nemours sey verliebt in sie, aber sie hatte nicht den Muth, seinen Namen zu nennen, auch fand sie es unrecht, ihrem Manne gegenüber sich eines falschen Vorwandes zu bedienen, denn sie floh den Herzog um ihrer selbst willen. (Fortsetzung folgt.)

#### Ueber Spar- und Versorgungskassen.

Es dürfte in diesem Augenblicke, wo durch den Central-Verein zum Wohle der arbeitenden Klassen auf die großen Vortheile der im Regierungs-Bezirk Aachen bestehenden Prämien-Sparkassen hingewiesen worden, angemessen seyn, auf eine kürzlich in Paris erschienene kleine Schrift aufmerksam zu machen, in welcher manche neue Ansichten in Bezug auf die Einrichtung von Versorgungs- und Prämienkassen für die arbeitenden Klassen entwickelt werden und dieses wichtige Thema mit eben so vieler Klarheit als Gründlichkeit behandelt wird. \*)

Der Verfasser bespricht in dieser Schrift zuerst das Wesen und die Bestimmung der Lebensversicherungs-Gesellschaften, die aus der verschiedenartigen Weise ihrer Einrichtung entspringenden Vor- und Nachtheile, die Erproblichkeit solcher Institute besonders zum Wohle der arbeitenden Klassen, welches dabei bis jetzt nur wenig berücksichtigt worden, und die Nothwendigkeit einer Kontrolle von Seiten der Regierung, sowohl zur Beschränkung der Konkurrenz, die einen solchen Gegenstand der Staats-Oekonomie zur Speculation herabzieht, als zur Gewährleistung für die Sicherheit der Kapitalien. Er geht sodann auf die Sparkassen über, die er in Betreff ihres eigentlichen Zweckes nur als Vorbereitungsstufe für die Bildung von Hülf- und Versorgungsfonds betrachtet. Die erste Sparkasse in Frankreich entstand (wie wir bereits in Nr. 132 des Magazins erzählt) im Jahre 1818 und war, wie die nächstfolgenden, von nur geringer Wirksamkeit. Unter der Restauration hatten sich im Ganzen 13 solcher Gesellschaften gebildet, zu denen in den ersten fünf Jahren nach der Juli-Revolution noch 60 neue hinzukamen. Erst das Gesetz vom 5. Juni 1835 sicherte den dauernden Erfolg der Sparkassen, deren Zahl schon im folgenden Jahre auf 166, Ende 1838 auf 270 mit 100 Hülfvereinen, 1842 auf 300 mit einem Depositum von 320 Millionen Fr. gestiegen war; eine ungefähre Berechnung schlägt den mutmaßlichen Werth der Einlagen nach zehn Jahren auf mehr als eine Milliarde an.

„Das Gesetz — heißt es in der Darstellung weiter — hat die geeignetsten Mittel angewendet, um die Sparkassen populär zu machen. Es hat ihnen gewissermaßen einen öffentlichen Charakter verliehen, zwischen dem Staatschatze und jeglicher Kasse, die ihm ihre Einlagen übergibt, laufende Rechnung eingeführt, sie durch die Uebnahme einer Garantie von vier Prozent und das Anordnen jährlicher Rechenschafts-Ablegung vor den Kammern unter den Schutz des Staates gestellt, endlich ihnen auch zum Nutzen der geringeren Klassen die wohlthätige Beschränkung auferlegt, daß das Maximum der Einlagen eines Einzelnen 3000 Fr. nicht übersteigen dürfe.“

„Sind durch diese Kassen, denen die Engländer mit Recht den Namen saving-banks beigelegt, den arbeitenden Klassen bis jetzt schon so viele Hunderte von Millionen erhalten worden; haben sie es vermocht, die Lotterien und die Pfandhäuser in Verfall zu bringen; hat schon der erste zu rechter Zeit erlassene Aufruf zu dem Geiste der Ordnung und der Vorbedachtsamkeit so glänzende Folgen erzeugt: was ist erst von einem zweiten zu erwarten, der den bereits gewonnenen Resultaten Festigkeit für die Dauer verleihe? Der Gegenstand dieses zweiten Aufrufes wäre aber die Errichtung von Lebensversicherungs-Gesellschaften, die als ein nothwendiges Ergänzungsmittel der Sparkassen anzusehen sind. Durch beide Institute wird, indem sie geringe Einlagen zu zinsbaren Kapitalien sich ansammeln lassen, das Mäßigkeit und Ordnung befördernde Gefühl des Besizes auch in dem Aermsten rege gemacht; aber während bei den Sparkassen das Interesse jedes Einzelnen als ein abgesondertes betrachtet wird und das Vereinigen der Gelder nur ihre Verwaltung und Verwerthung erleichtern soll, ist das Prinzip der Lebensversicherungen das Wirken Aller für Einen und Eines für Alle, und der Theilnehmer wird nicht allein nach der eingelegten Summe, sondern nach seiner ganzen Lebensstellung berücksichtigt. Jene richten sich mehr an das Interesse der Selbsterhaltung, diese an die heiligen Gefühle für das Wohl der Familie. Jene sichern dem Arbeiter einen Nothpennig für eine Periode der Beschäftigungslosigkeit, gewähren aber keinen Schutz gegen die Versuchung, ihn anzugreifen, wenn irgend ein Gelüst dazu verleitet; diese, welche die Zurüdnahme des Eingezahlten nicht gestatten, ermuntern den Familienvater zur Fortsetzung der einmal begonnenen Einlage seiner Ersparnisse, indem sie ihm die gesicherte Zukunft der Seinigen als Ziel vorhalten.“

„Die Rückichten sollten die Gesetzgeber zur weiteren Ausführung ihrer Aufgabe bewegen. Mögen sie dieses wichtigsten Beförderungsmittels der Ordnung und Arbeitsamkeit sich bedienen, das den Bedürfnissen unserer Zeit so vollkommen entspricht; mögen sie das ungeheure Kapital, das von den eifrigen Arbeitern mit Mühe erspart, für die Witwen und Waisen derselben, für die Erziehung und Aussteuer ihrer Kinder, für die Erhaltung derjenigen verwenden, welche Invaliden der Industrie geworden; mögen sie, mit einem Worte, die Aufrechterhaltung der heiligsten Pflichten unter ihren mächtigen Schutz zu nehmen nicht die Gelegenheit versäumen.“

Der Verfasser zieht hierauf die preussische Renten-Versicherungs-Anstalt,

\*) Aperçu sur l'Établissement des Caisses de retraite et de prévoyance pour les classes laborieuses, par J. Bergson, docteur en droit. Paris, Joubert, 1844, besonders abgedruckt aus der Revue de Droit français et étranger.

die belgischen Versorgungskassen und die englischen Leibrentenfonds in den Bereich seiner Betrachtung, indem er ihre resp. Vor- und Nachteile gegen einander abwägt und die auf diesem Wege erlangten Resultate zur Beleuchtung des Geseß-Entwurfs anwendet, der vor einigen Monaten von einem aus den geachteten Notabilitäten der französischen Hauptstadt zusammengesetzten Comité unter dem Vorsitze des Grafen Molé ausgearbeitet und dem Finanz-Minister vorgelegt worden. Die Nothwendigkeit einer Reform der bisherigen Geseße in Betreff der Sparkassen hatte sich schon seit einiger Zeit auf das dringlichste gezeigt, weil nach der jetzigen Einrichtung der Staat, der zu einem hohen Zinsfuß für die ihm anvertrauten Kapitalien sich verbindlich gemacht, und dem seinerseits eine Kündigung derselben nicht zusteht, dennoch jene ungeheure Summe jederzeit zu sofortiger Auszahlung bereit halten müßte, soll nicht der Kredit der einzelnen Anstalten gefährdet und das Volk eben dadurch ihrer wohlthätigen Wirkung beraubt werden. Indem nun zur Abhilfe dieser Mißstände an die Stelle der möglicherweise erforderlichen Rückzahlung aller Kapitalien eine periodische, nach gewissen Terminen geordnete treten müßte, bietet sich die Idee einer theilweisen Verwendung der Sparkassen zu Pensions- und Versorgungsfonds von selbst dar, und der erwähnte Geseß-Entwurf, eine sorgfältige Ausarbeitung dieses Planes, giebt unserem Verfasser die Veranlassung zu noch einigen lehrreichen Bemerkungen und Zusätzen.

„Bei den Untersuchungen, — sagt er unter Anderem — die den Grundprinzipien der Versicherungsgesellschaften nothwendig vorausgehen mußten, sind die unteren Volksklassen allzu wenig berücksichtigt worden. Es würden ganz neue Studien nöthig seyn, und welcher Privat-Anstalt ständen wohl solche umfassende Mittel zu Gebote wie der Regierung, die schon in den Behufs der allgemeinen Zählung und des Rekrutengesetzes festgesetzten Regeln die besten Vorkarbeiten besißt und zugleich die Hülfen der großartigsten Gelehrten-Bereine zu ihrer Verfügung hat? Es werden besonders die Sterblichkeitsgesetze an den Sammelplätzen der Gewerbsthätigkeit und bei der ländlichen Bevölkerung einer genauen Beobachtung unterliegen, aus welcher zugleich wichtige Beiträge zur Gesundheitslehre sich ergeben müssen. Auch die allgemeine Geschichte der Menschheit kann durch eine nähere Darstellung der Sterblichkeitsverhältnisse in den letzten Jahrhunderten einen interessanten Zuwachs gewinnen, und die Ausführung solcher Arbeiten wird den zu bezweckenden Verbesserungen nicht ohne Nutzen vorangehen.

„Auf solchem Wege wird man zu einer richtigen Organisation der Versorgung-Anstalten gelangen können, werden die arbeitenden Klassen die ihnen bis jetzt fehlenden Banken, die Quellen ihres Wohlstandes, entdecken und ihre Zukunft mit der Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens verbunden sehen. Die Regierung, welche bereits für das moralische Heil der früher Verwahrlosten eine aufopfernde Mühwaltung übernommen, wird ihnen als ein Werkzeug der Vorsehung erscheinen und die letzte der von der Revolution gestellten Aufgaben, die Abschaffung des Proletariats, ihrer Lösung nahe gebracht worden seyn.“

Wir müßten uns hier auf diese wenigen Auszüge aus dem in einem kernhaften und blühenden Style geschriebenen Büchlein beschränken, dem wir wohl einen Platz im Feuilleton des Journal des Débats gewünscht hätten, in welchem Fall unsere Empfehlung für deutsche Leser überflüssig geworden wäre.

## Nord-Amerika.

### Religions-Zustände in den Vereinigten Staaten.

#### Sektirer, Mormonen und Atheisten.

(Schluß.)

Der Prophet ist aber nicht allein Befehlshaber dieser Macht; er hat auch eine eigene Leibwache unter dem Namen Danites, deren Mitglieder ihrem Häuptling in allen Dingen eben so unbedingten Gehorsam zollen, als dem zur Zeit der Kreuzzüge so berühmtem Alten vom Berge seine Maffinen. Die Zahl dieser Daniten läßt sich nicht angeben, da dieses Corps eine geheime und demgemäß so viel wirksamere Einrichtung ist. Joseph Smith war der erste Prophet; dem Propheten ist allein die Gabe der Prophezeiung verliehen, und diese Gabe übte Joseph Smith aus von Zeit zu Zeit, indem er in schwülstiger Rede abgefaßt ihm angeblich von oben herab zukommene Eröffnungen und Befehle seinem gehorsamen Volke zugänglich machte. Diese angebliche Gabe und das daraus hervorgehende Prophetenthum ist eine der Haupterscheinungen, durch welche sich der Glaube der Mormonen von demjenigen anderer Christen unterscheidet. Denn Christen behaupten sie allerdings zu seyn, ob mit Grund, sollte man billig in Abrede stellen dürfen, nach den neuesten Enthüllungen, die über ihr ganzes Treiben vor das Publikum gebracht worden sind. Eine der Prophezeiungen dieses Betrügers ist theilweise in Erfüllung gegangen, freilich auf eine sehr natürliche Weise. In Folge einiger Differenzen zwischen Smith und dem angränzenden Staate Missouri, in welchem Streite der damalige Gouverneur dieses Staates mit ziemlicher Energie aufgetreten war, hatte der große Prophet verkündigt, Boggs, — dies war der Name des Gouverneurs, — werde innerhalb einer bestimmten Zeit eines gewaltsamen Todes sterben. Nachdem derselbe von seinem Amte abgetreten, sah er eines Abends im Sommer des Jahres 1842 allein in seinem Zimmer, welches im Erdgeschoß seines Hauses sich befand, und wurde plötzlich durch zwei von außen durch die Fenster abgefeuerten Schüsse so schwer am Kopfe verwundet, daß er nur mit genauer Noth der buchstäblichen Erfüllung jener Vorherverkündigung entging. Die Stimme des Volkes deutete unmittelbar nach dieser Schauerthat auf den Häuptling der Mormonen als den Thäter oder Anstifter derselben hin, und

vom zeitigen Gouverneur von Missouri wurde bald darauf die Auslieferung des Smith und eines seiner verdächtigen Genossen vom Staate Illinois verlangt. Der damalige Gouverneur von Illinois, Carlen, sandte in Gemäßheit dieser Requisition den Sberiff der Graffschaft Adams (da der Sberiff der Graffschaft Hancock, in welcher Nauvoo gelegen, als Mormon nicht gut mit diesem Auftrage betraut werden konnte) mit einem Verhaftungsbefehl nach Nauvoo. Der Sberiff überraschte auch glücklich Herrn Joseph Smith und seinen Genossen, sah aber Beide, noch ehe er sie über die Gränze der Graffschaft hatte bringen können, durch einen von Mormon-Behörden in Nauvoo ausgefertigten Habeas corpus-Befehl wieder befreit. Bei einem späteren Versuche wurden weder Smith noch sein Gefährte vorgefunden, und der Gouverneur von Illinois sah sich genöthigt, Miliztruppen nach Nauvoo zu senden, die aber damals gar nichts haben ausrichten können, die Angelegenheit ist vielmehr nach und nach eingeschlafen, durch allgemein wichtigere Ereignisse der öffentlichen Aufmerksamkeit entrückt worden, und Joseph Smith trieb lange noch sein Wesen nach wie vor, bis es endlich in neuester Zeit ein plötzliches und gewaltsames Ende mit ihm genommen hat. Den Behörden des Staates Illinois scheint endlich doch die Geduld ausgegangen zu seyn, und neue wiederholte freche Uebergriffe dieses Pseudo-Propheten veranlaßten den Gouverneur jenes Staates, Namens Ford, persönlich an der Spitze eines starken Detaschements Miliztruppen nach Nauvoo abzugehen, um auf jeden Fall den Aufrührer unschädlich zu machen, gegen welchen die Anklage des Hochverraths bereits eingeleitet war. Es gelang dem Gouverneur, sich des Propheten und seines Bruders Hiram zu bemächtigen. Beide wurden nach Karthago, einem Städtchen in Illinois, abgeführt, in den Graffschaftsgefängnis eingeschlossen und ihre Bewachung zahlreichen Milizen anvertraut, nachdem der Gouverneur die übrigen Truppen entlassen und sich selbst wieder nach Hause verfügt hatte. Die Verhaftung ihres Oberhauptes machte natürlich unter den Mormons ungeheure Lärmen, und viele derselben begaben sich nach Karthago, um möglicherweise die Befreiung ihres Anführers zu bewirken. Einer der Mormons, kühner als die Uebrigen, versuchte es, trotz der vielen Wachen, in den Kerker zu dringen, und schoss, als er Widerstand fand, einem der Milizen ein Pistol in das Gesicht ab. Damit war das Zeichen zu einem allgemeinen Kampf gegeben. Joseph Smith und sein Bruder, denen man auffallender Weise weder Waffen noch Munition abgenommen hatte, feuerten ihrerseits aus den Fenstern einige Pistolenschüsse auf die Miliz ab und kletterten dann, da der wachsende Tumult ein Entkommen zu begünstigen schien, auf die Fensterbank des Gefängnisses, um mit kühnem Sprung hinunter zu den Ihrigen zu gelangen. Kaum aber hatten sie sich zum Sprunge angeschickt, als die Milizen, ihr Vorhaben wahrnehmend, einen Kugelregen ihnen zuschickten, und hundertfach durchbohrt stürzten Beide todt von ihrem erhabenen Standpunkt auf das Pflaster nieder. So endete Joseph Smith seine lange verbrecherische Laufbahn. Man erwartete, daß seine Anhänger für seinen Tod schwere Rache nehmen würden, und rüstete sich demzufolge im Staate Illinois zu kräftiger Abwehr der drohenden Gefahr. Indessen sind bis jetzt die Mormons ruhig geblieben, und das Einzige, was sie gethan, ist, daß sie ihrem dahingeschiedenen Propheten in der Person eines Bruders desselben, Samuel H. Smith, einen Nachfolger in dem Amte eines Hohenpriesters und Propheten gegeben haben. Jene Katastrophe aber fand statt in der ersten Hälfte des Juli-Monats im Jahre 1844.

Die Mormons verwerfen unsere heilige Schrift, als Quelle der Offenbarung, und substituiren derselben ihre Bibel und die in derselben enthaltenen angeblichen Offenbarungen. Und mit blinder, fanatischer Festigkeit halten sie an diesem Buche fest. Ich sage, mit blinder Festigkeit, denn dem einigermaßen klaren und unbefangenen Blick könnte nach einem auch nur flüchtigen Durchblättern dieser Schrift nicht der geringste Zweifel an einer durch dieselbe verursachten Fälschung übrig bleiben. Ich will nur Einiges zum Beleg anführen. Nach diesem Buche lösten sich unter dem jüdischen Könige Jedekiah, ungefähr sechshundert Jahre vor Christo, einige jüdische Stämme von dem allgemeinen Israelitenbunde ab, hatten ihre eigenen Propheten, nahmen neue reinere Religionsbegriffe an, lebten in steter sehnsüchtiger Erwartung des Messias und erhielten von ihren verschiedenen Propheten sehr bestimmte Zusicherungen in Bezug auf denselben. Diese jüdischen Stämme waren die eigentlichen Vorgänger der jetzigen Mormons, welche jene der früheren, sich selbst die Heiligen späterer Zeiten nennen. Eine jener in diesem Buche der Mormons mitgetheilten Prophezeiungen giebt an, daß der Heiland Jesus Christus von Maria in Jerusalem geboren werden sollte. Jeder aufmerksame Leser der heiligen Schrift wird sich aber erinnern, daß in keiner der prophetischen Stellen des alten Testaments der Name Maria genannt, sondern daß immer nur von einer Jungfrau geredet wird. Das grobe Versehen, Jerusalem statt Bethlehäm als den Geburtsort des Heilandes anzugeben, sollte billig jedem Unbefangenen die Augen öffnen über den Betrug. Aber es ist noch ein anderer sehr entscheidender Beweis für die Unechtheit jener Bibel vorhanden. Jedermann wird wissen, daß eine jede Sprache ihre eigenthümlichen Wendungen und Constructions hat, welche sehr oft das treue und doch geschmackvolle Uebersetzen aus derselben sehr schwierig machen. In der Mormonibibel sind aber alle Constructions, alle Redewendungen, das ganze Idiom so unverkennbar englisch, daß jeder Zweifel schwinden muß, es sey in irgend einer anderen als der englischen Sprache ursprünglich geschrieben worden. Gleich entscheidender innerer wie äußerer Beweise für die offenbare Unechtheit jener Schrift könnten viele beigebracht werden, wenn es derselben überhaupt bedürfte, um den ganzen Mormonismus als das Werk eines frechen Betrügers zu bekräftigen. In neuerer Zeit sind durch einen abtrünnigen Mormon Mittheilungen über diese Sekte, besonders über die verschiedenen Priester und ganz besonders über den Oberpriester derselben gemacht worden, daß man, will man auch

nur der Hälfte jener Eröffnungen Glauben schenken, erstaunen muß über die bodenlose moralische Verderbtheit des Papstes und über die beispiellose Verblendung seiner Anhänger. Unter dem Dornmantel der Religion, im Namen Gottes und des Heilands beging dieser Hohenpriester Schandthaten im Geheimen, welche mit Pranger und Zuchthaus zu gelind bestraft werden würden. Eine Sekte, welcher Ähnliches auch nur nachgesagt würde, könnte in keinem anderen Lande und sollte billig in keinem christlichen Lande geduldet werden, allein in den Vereinigten Staaten würde jedes Einschreiten als ein Eingriff in die allgemeine durch die Constitution gesicherte Religionsfreiheit betrachtet werden.

Diese Religionsfreiheit wird in so hohem Maße anerkannt, daß in der Stadt New-York eine Gesellschaft Atheisten sogar öffentliche Versammlungen ungehindert halten darf. Allsonntäglich kommen sie dort in einem in der sogenannten Tammany-Hall, dem Haupt-Quartier der demokratischen Partei in New-York, für ihre Zusammenkunft gemieteten Saale zusammen. Von einem Rednerstuhl, dessen Vorderseite mit der Inschrift verziert ist: Free discussion regenerates the world („Freie Diskussion regeneriert die Welt“), halten regelmäßig die Leiter dieser Genossenschaft Reden an dieselbe, in welchen sie Gott, Christum, die Bibel angreifen, dagegen die philosophischen Systeme der alten Griechen anrühmen und eine Art Naturreligion predigen. Mich selbst führte eines Sonntags Wißbegierde oder Neugierde in diese Versammlung, welche ich zu meiner Befriedigung sehr wenig zahlreich, in ihr zu meinem Erstaunen aber einige Frauenzimmer mit halberwachsenen Kindern fand. Zur Ehre der New-Yorker sey es übrigens bemerkt, daß diese Versammlungen dem einmal anerkannten Prinzip gemäß nur geduldet werden, aber nichts weniger als Anklagen finden. Der berühmte Gottesleugner Payne, vor einiger Zeit in New-York in tiefer Armut und Verachtung gestorben, der seinen nicht unbedeutenden ihm von der Natur verliehenen Talenten eine so falsche Richtung zu nehmen gestattete, war und ist der Schutzheilige dieser unheiligen Verbrüderung, und seine gefährlichen, sinnverwirrenden Schriften werden von denselben in großer Achtung gehalten. Leider finden dieselben auch in einem größeren Kreise begierige Leser, und ich habe einzelne derselben in den Händen von Landleuten angetroffen, deren Geisteskräfte und geistige Kultur sie keinesweges befähigte, die in glänzende Rede gehüllte, dem beschränkten Verstande nur zu plausibel erscheinende Sophistik derselben gehörig zu würdigen. Kein Volk in der Welt liest überhaupt so viel, liest mit so weniger Auswahl und läßt sich von neuen, glänzenden Erscheinungen in dem Gebiete der Wissenschaft so leicht blenden als das amerikanische. Die neuesten Erscheinungen der literarischen Welt werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen den Leuten buchstäblich in das Haus gedruckt, und wie in ganz Europa nicht so viele Zeitschriften erscheinen, als in den Vereinigten Staaten, so sind unter Anderem nirgends mehr religiöse Journale dem Publikum zugänglich, als daselbst. Presbyterianer, Universalisten, Methodistiker haben in jedem Staate ihre mehr oder weniger gut redigierten, ihren verschiedenen Lehren und deren Verbreitung gewidmeten halbwochenlichen, wöchentlichen, monatlichen oder Quartalblätter.“

### Mannigfaltiges.

— Deutscher Hilfsverein in Paris. Mit Anerkennung haben wir auch in diesen Blättern des deutschen Hilfsvereins zu gedenken, der sich in Paris gebildet zur Unterstützung der vielen dort befindlichen Nothleidenden aus Deutschland, die man namentlich auch mit den Mitteln zur Rückkehr in ihr Vaterland versehen will. Nicht bloß aus den französischen Provinzen, sondern auch aus allen deutschen Gauen strömen alljährlich Tausende nach Paris in der meistens trügerischen Hoffnung, dort nicht bloß Erwerb, sondern auch Vermögen und Ehren zu finden. Ein französischer Schriftsteller hat das Täuschende dieser Erwartungen und die häufigen sehr beklagenswerthen Katastrophen, die in Folge solches unvorsichtigen Spekulirens auf die große Stadt eintreten, in einer aus dem Leben gegriffenen Darstellung unter dem Titel „Allons faire fortune à Paris!“ geschildert. \*) Aber wie traurig auch das Loos vieler französischen Fremden in Paris seyn mag — noch unendlich trauriger ist doch im Durchschnitt das der deutschen, die in vielen Fällen nicht einmal ihrer Umgebung verständlich zu machen wissen, was ihnen fehlt, und denen man nur allzu oft mit dem Tone des Vorwurfs sagt: Warum bleibt ihr nicht in eurem Vaterlande, wir haben hier genug für unsere eigenen Armen zu sorgen! Am meisten können noch die, die ein tüchtiges Handwerk oder eine Kunst gelernt, ihr Fortkommen dort finden, denn deutsche Arbeiter sind wegen ihres Fleißes überall im Auslande gesucht; wer aber glaubt, daß er etwa durch Ertheilung von deutschem Sprachunterricht in Paris sein Brod erwerben werde, der gewahrt nur zu bald, daß für das Bedürfnis dieses Unterrichtes mehr als zehnfach schon gesorgt sey, und daß er mindestens einige Jahre schon daselbst gelebt haben müsse, um den Wenigen, die einen solchen Unterricht verlangen, bekannt und empfohlen zu seyn. Aller traurigen Erfahrungen ungeachtet wird dort indessen das Zustromen deutscher jungen und älteren Leute mit jedem Jahre größer, und sind erst die Eisenbahnen bis dahin fertig, so möchte wohl Paris, wo jetzt schon deutsche „Fremde“ zahlreicher als in irgend einer deutschen Hauptstadt sind, überhaupt diejenige Stadt werden, in der sich die meisten Deutschen befinden. Nichts ist also auch natürlich, als daß von den vielen Wohlthätigkeits-Anstalten der französischen Hauptstadt eine ganz besonders den deutschen Armen gewidmet sey, und

\*) Vgl. Nr. 100 des Magazins von d. J.

wir fänden es ganz in der Ordnung, wenn diese auch von Deutschland aus reichlich unterstützt würde.

Der kürzlich stattgefundenen General-Versammlung des seit dem April d. J. bestehenden deutschen Hilfsvereins wurde unter Anderem mitgetheilt, daß bis zum 7. November 253 Mitglieder mit einem jährlichen Beitrage von 7220 Fr. beigetreten seyen. Bis dahin waren in sieben Monaten 3700 Fr. an Unterstützungen verausgabt, doch hat sich seitdem durch die ungewöhnlich früh eingetretene strenge Kälte das Bedürfnis sehr vermehrt, so daß die Herzogin von Orleans — bekanntlich eine deutsche Fürstin — sich veranlaßt sah, einen Beitrag von 500 Fr. zu übersenden. Bemerkenswerth ist, daß ein sehr großer Theil der bisher an den Verein gelangten Unterstützungs-Gesuche von Angehörigen des Großherzogthums Hessen, und zwar hauptsächlich aus der Gegend von Gießen, herrührte, von wo auch die meisten der bekannten hessischen Besenhandlerrinnen stammen, die sich in London herumzutreiben pflegen. Eine neue Einnahme-Quelle eröffnet sich übrigens jener Klasse durch den seit kurzem unter der Leitung des Herrn Stern aus Berlin zusammengetretenen deutschen Musikverein, der am 15. Dezember zum Besten der ersten ein von vielen deutschen Künstlern unterstütztes Konzert veranstaltete. Zu leitenden Directions-Mitgliedern wurden in der letzten General-Versammlung des Hilfsvereins die zweien deutschen Gesandtschaftsposisten angehörenden Diplomaten, Herren Weyland und Wendland (als Präsidenten), die Herren Dr. Cohn, Kühn, von Gasparini und Thurneysen (als Vicepräsidenten) und die Herren DD. Wertheim, Haller und Karpeles (als Ausschuss-Mitglieder) erwählt. In dem der Direction zur Seite stehenden größeren Ausschuss befinden sich auch zwei deutsche Handwerksmeister, nämlich die Herren Schuhmacher Wehrle und Bäcker Jang. Zur Kontrolle sind drei Censoren bestellt und zu diesen Functionen die beiden deutschen Gelehrten Depping und Mohl und der protestantische Prediger Cuvier aus Metz — dessen Frau eine geborene Berlinerin ist — erwählt.

— Die Noth der arbeitenden Klassen in Paris. Ein Theil der Pariser Zeitungen, und zwar hauptsächlich der radikalere, an dessen Spitze die Reforme und Dr. Ledru Rollin stehen, hat bekanntlich das Verlangen gestellt, daß die Regierung eine genaue Untersuchung des Zustandes der arbeitenden Klassen veranlasse. Die Revue de Paris bemerkt in dieser Beziehung: „Wir sind dem Prinzip nach einer solchen Untersuchung keinesweges entgegen; allein zu welchem Resultat wird sie in diesem Augenblick führen? Allerdings zur Konstatirung des uns bekannten Nothstandes, den wir beklagen und den zu mildern und zu beseitigen wir von ganzem Herzen wünschen. Aber es kommt weniger darauf an, Leiden, die nur zu sichtbar schon sind, noch mehr an das Licht zu stellen, als wirksame Heilmittel zu entdecken und anzuwenden. Bereits sind bekanntlich durch die Sparkassen außerordentliche Wohlthaten über die wenig demittelten Volksklassen verbreitet worden; es ist dies eine der größten und edelmützigsten Institutionen unserer Zeit. Außerdem aber können sie uns als Ausgangspunkt dienen. Nicht minder haben sich auch schon Vereine gebildet, um entlassenen jungen Sträflingen, so wie schuldlosen Kindern überhaupt, ein Patronat zu verschaffen. Endlich ist nicht zu übersehen, daß seit einigen Jahren Graf Molé seine Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften dazu benützt hat, in Gemeinschaft mit einigen Freunden den Grund zu einer neuen Institution zu legen, welche dazu bestimmt ist, die Wohlthaten der Sparkassen zu vervollständigen. Wir meinen die Versorgungskassen, deren Wirksamkeit sich vielleicht mit der der Gesellschaften zu gegenseitiger Unterstützung verbinden lassen. Es sind dies Gegenstände des Studiums und des Nachdenkens von Männern der Politik und des Staates, während in diesem Augenblicke zu befürchten steht, daß eine unvorsichtig geleitete Untersuchung die Massen in eine eben so erkünstelte als gefährliche Aufregung versetze.“

— Neue Nacht-polizei in der französischen Hauptstadt. Die Sicherheits-Polizei in Paris, obwohl bereits auf eine viel bessere Weise organisiert als in anderen Hauptstädten, wird doch noch bedeutend vermehrt, zu welchem Behufe der Kammer ein Gesetz-Entwurf zur Bewilligung der nöthigen Gelder vorgelegt werden soll. Demnach würde man eine besondere Nacht-polizei ins Leben rufen, für welche nicht weniger als zweihundert Wacht-häuser in den verschiedenen Stadttheilen errichtet werden sollen, die unter einander leicht in Verbindung treten können. Jedes dieser Wacht-häuser soll von zwölf Polizeidienern unter der Anführung eines Sergeanten besetzt werden und nächstlich eine gewisse Zahl von Kunden versenden, die, vier Mann stark, ununterbrochen durch die zu ihrer Inspektion gehörenden Straßen ziehen. Diese Leute, in bürgerlicher Kleidung, tragen einen weiten Ueberrock und unter demselben einen sogenannten Dolch-Säbel und zwei Pistolen, so wie einen mit Blei gefüllten Stock in der Hand, wie ihn bereits die Aufseher in den öffentlichen Gärten von Paris tragen. Vermittelt der gedachten Kunden stehen alle Wacht-häuser von einem bis zum anderen Ende der Hauptstadt in Verbindung mit einander, dergestalt, daß einzelne Personen, die in einer vorgerückten Nachtstunde vermöge der jetzt herrschenden Unsicherheit allein zu gehen kaum wagen dürfen, sich diesen Patrouillen immer anschließen können, um sich von ihnen bis in ihre Wohnung, möge diese auch noch so entlegen seyn, geleiten zu lassen. Der Dienst der bereits bestehenden Municipalgarde soll übrigens eben so wie der der Linientruppen und der Nationalgarden durch die neue Einrichtung keinerlei Abänderung erleiden. Die Wirksamkeit der Nacht-polizei beginnt erst um 9 Uhr Abends und dauert bis nach Tages-Andbruch. Einen Theil der sehr bedeutenden Kosten der dafür auch um so nützlicheren und allen redlichen Einwohnern zu Statten kommenden Einrichtung wird die Stadt Paris selbst und einen anderen soll die Regierung übernehmen, deren Kassen und Gebäude ja ebenfalls bei der allgemeinen Sicherheit wesentlich theilhaftig sind.